

Sozialismus entwickeln konnte. Die Grenzen von Staat und Partei wurden nämlich deutlich, als Gagarin begann, sich zum internationalen Medienstar zu entwickeln, der auch im westlichen Ausland auf große Beliebtheit stieß, wie zum Beispiel bei seinem Besuch in London im Juli 1961. Gagarin kehrte von seinen europäischen Auslandsreisen zwar gerne in seine Heimat zurück, doch wollte er sich mit der ihm vorgeschriebenen politischen und sozialen Rolle kaum mehr abfinden. Schließlich wurde der Kosmonaut und Fliegeroffizier der Sowjetarmee den Verantwortlichen in Moskaus Ministerien gar ein Dorn im Auge, da er begann, sein persönliches Prestige ganz bewußt für die Belange der Bevölkerung seines Heimatwahlkreises einzusetzen. Ebenso entwickelte sich um den DDR-Radsportler und mehrfachen Welt- und Europameister „Täve“ Schur in den 50er Jahren eine Art Starkult. Dieser reifte gar soweit, daß Schur stapelweise Liebesbriefe von Lehrlingsmädchen und Oberschülerinnen bekam, die ihm zum Beispiel schrieben: „Sei mir bitte nicht böse, aber ich bin nämlich ganz toll verliebt in Dich.“ Diese Entwicklungen vertrugen sich jedoch ganz und gar nicht mit der von der Partei für Schar vorgeesehenen Rolle als verantwortungsvollem und politisch bewußtem Abgeordneten der DDR Volkskammer. Helden wie Gagarin, die russische Kosmonautin Walentina Tereschkowa und der Radsportler „Täve“ Schur entwickelten sich zu Appellations- und Beschwerdeinstanzen für die Bevölkerung, welche nun bei „ihren“ Helden ihrem Ärger gegen denselben Parteistaat Luft machte, der diese Helden als Vertrauenswährung erst in Umlauf brachte. Die Beiträge zu dem ostdeutschen Stachanow-Arbeiter Adolf Hennecke und seinen

ungarischen und tschechischen Gegenbildern zeigen auch gegenteilige Entwicklungen auf. Die als „Normbrecher“ verschrieenen offiziellen Helden der Arbeit riefen innerhalb der Bevölkerung und in ihren eigenen Arbeitskollektiven starke Ressentiments hervor. Hennecke wurde mehrfach angefeindet, bekam Morddrohungen, fand schließlich sein Auto angezündet und die Fensterscheiben seines Hauses eingeschlagen. Als er Tage nach seiner ersten Helden-Schicht wieder in den Schacht fuhr, antworteten die Kumpel auf sein „Glück auf“ nicht mehr.

Gerade diese Komponente der vergleichend-historischen Analyse macht den eigentlichen Wert des Bandes aus, da hier anhand des Propaganda-, Kultur- und Kommunikationsphänomens „Held“ die Orte und Dynamiken von Eigensinn innerhalb der von Diktaturen aufgebauten Bedeutungszusammenhänge ausgelotet werden. Damit leisten die Herausgeber auch einen wichtigen Beitrag zur Kritik an der ebenso naiven wie veralteten These, der Parteistaat sei der wichtigste oder gar einzige Akteur der öffentlichen Kommunikation in kommunistischen Gesellschaften gewesen.

Stefan Schwarzkopf

Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Campus, Frankfurt a. M./New York 2002, 395 S.

Damit eine neuere Perspektive in der Geschichtswissenschaft allgemeine Verbreitung und Akzeptanz findet, bedarf es auch eines griffigen Labels und einer zitierfähigen, autoritativen

Publikation, die sich für Bekenner als Referenz eignet und bei den (noch) nicht Eingeweihten für Unruhe sorgt, die die beschleunigte Kenntnisnahme stimuliert. Der Historiker *Sebastian Conrad* und die Soziologin *Shalini Randeria* haben mit einem Reader, der Aufsätze vorzugsweise amerikanischer Autoren aus den Jahren 1989 bis 1996 vereinigt, den Versuch unternommen, postkoloniale Denkansätze für die deutschen Humanwissenschaften zu popularisieren, indem sie Charles Mayers These zum Ausgangspunkt wählen, daß angesichts der Zentralstellung von Globalisierungsinterpretationen die Geschichte des Kolonialismus (gegen Narrative des Fortschritts oder des Holocaust) in Zukunft den Status einer Meistererzählung erreichen würde. Als Gemeinsamkeit des postkolonialen Blicks wird herausgestellt eine „Kritik an der Vorstellung, die europäische/westliche Entwicklung sei abgekoppelt vom „Rest“ der Welt verlaufen, und könne daher aus abendländischen Besonderheiten heraus verstanden werden“ (S. 10). Eine transnationale Verflechtungsgeschichte sei mithin das Ziel in Absage an alle Teleologie des Nationalen. Eine solche *entangled history* (oder *histoire croisée*, wie Michael Werner und Benedikte Zimmermann kürzlich das Projekt der Geschichte der *transferts culturels* umzubenennen vorgeschlagen haben) sei nicht nur auf die Verhältnisse zwischen Europa und der außereuropäischen Welt (was immer das anderes im Singular sein mag als eine europäische Projektion!) fokussiert, sondern hebe auch alle kolonisierungsähnlichen Vorgänge innerhalb Europas im Sinn, wobei als Beispiele die napoleonischen Kriege, die Nationalitätenpolitik Englands, die Binnenkolonisation Rußlands

Richtung Sibirien und Mittelasien sowie die deutsche Ostexpansion erwähnt werden.

Doch bei solchen Andeutungen bleibt es leider vorläufig. Postkoloniale Geschichtsschreibung wird auf den folgenden Seiten vor allem als ein historisches Ergänzungsfach zur Berücksichtigung der lange Zeit außerhalb der *area studies* vernachlässigten afrikanischen, asiatischen oder süd- und mittelamerikanischen Geschichte präsentiert. Ein weitergehender Ansatz bestünde darin, all jene Stellen aufzuweisen, an denen die geläufigen Geschichtsdarstellungen (Schulbücher, Einführungsvorlesungen, historische Serien im Fernsehen etc.) grundsätzlich in Frage gestellt sind. Dann ginge es nicht um ein Ergänzungsfach, das in den deutschen Hochschulen demnächst mit zwei bis vier Juniorprofessuren berücksichtigt wird, sondern um eine neue Geschichtswissenschaft, die die alte, übliche, etablierte Historiographie grundsätzlich herausfordern und schließlich ersetzen muß.

Man kann den Hrsg. in ihrem Kampf gegen einen Eurozentrismus nur beipflichten, also gegen die Vorstellung, der Rest der Welt müsse sich in seiner Entwicklung wohl oder übel nach den Modernisierungserfahrungen des Westens (der natürlich nur ein in sich wiederum differenziertes Diskursprodukt ist) ausrichten. Jede außereuropäische Entwicklung werde an diesem Maßstab gemessen, während Europa eine Entwicklung genommen habe, die weitgehend unbeeinflusst von jenem Außer-Europa blieb, das logischerweise Residualkategorie blieb.

Allerdings hätte sich der Rezensent gewünscht, daß etwas klarer gesagt worden wäre, welches die heute (gerade in der deutschen Geschichtswissen-

schaft vorherrschenden) modernen, gewissermaßen „aufgeklärten“ Versionen dieses Eurozentrismus sind, die die Historiographie unseres Landes so professionell und zugleich so ernüchternd distanziert zu den internationalen Diskussionen aussehen läßt. Solange man die Spur nicht bis zu einer bestimmten, bei deutschen Historikern außerordentlich fest verankerten Lektüre von Max Weber zurückverfolgt (die gleichermaßen hinderlichen Derivate eines Marx'schen Eurozentrismus sind dagegen weitgehend einflußlos geworden) und nicht wagt, den Anspruch des Postkolonialismus ins Verhältnis zu ihnen, zur Themenwahl und methodologischer Ausrichtung großer deutscher Forschungszentren zu setzen, bleibt die sympathische Attacke bemerkenswert harmlos.

Auf diese Weise verlagert sich die Auseinandersetzung in exotische Gefilde. Von *Steve Fireman* lernen wir, daß eine afrikanische Geschichte authentisch und rein von allen globalgeschichtlichen Bezügen gar nicht so zu konstruieren wäre, wie es die Europäer noch immer vermögen. Daran schließt sich sofort die Frage an, ob die Geschichte zwischen Dakar und Kapstadt so wenig für eine vergleichbare Zentrierung geeignet ist oder ob es sich letztlich um eine Machtfrage handelt. Im afrikanistischen Spiegel erkennen wir jedenfalls den Widersinn aller kulturellen Essentialisierungen, und es bleibt nur noch die scheinbar harmlose Frage, warum wer unter welchen Umständen zu den kritisierten Formen der Selbstrepräsentation greift (und greifen kann). Es ist zwar bereits hochinteressant nachzuvollziehen, wo die intellektuellen Fallen eines Eurozentrismus liegen. Hat der Leser dies aber einmal nachvollzogen, bleibt er mit seinem

Erstaunen zurück, daß die kritisierten Formen der Geschichtsschreibung nach wie vor hochattraktiv sind und weite Verbreitung finden. Handelt es sich lediglich um einen Mangel an Einsicht, dem durch möglichst zahlreiche Publikationen auf der Grundlage postkolonialer Theorien abzuwehren wäre? Oder spielen hierbei Denk- und Repräsentationsformen eine Rolle, die tiefer in unseren kulturellen Praktiken verankert sind? Mithin: In welchem Verhältnis befindet sich akademische Geschichtswissenschaft zu diesen kulturellen Praktiken? Empirische Studien zu diesen Fragen sind nach wie vor Mangelware, aber nur sie dürften herausführen aus der regelmäßigen Neuauflage von Methodendebatten, die ihre Wurzeln in der Aufklärungshistoriographie und den Diskussionen des späten 19. Jh.s haben.

Der Aufschwung einer neuen Weltgeschichte in den 90er Jahren, die einige Autoren der besseren Unterscheidung von der alten teleologischen Universalgeschichte wegen global history nennen, verdankt sich der Ermüdung des dekonstruktivistischen Eifers der 80er Jahre und steht einigermaßen solide auf seinen Schultern. Vorschläge sind reichlich gemacht. Man denke nur in der Wirtschaftsgeschichte an die Neubewertung der interkontinentalen Handelsströme und der mit Hilfe des Zwangssystems von Kolonialismus und Sklavenarbeit in die europäischen Häfen gelenkten Güter und Erfahrungen, in der Kulturgeschichte an die Analyse von cultural encounters und Kulturtransfers, nun auch „geteilte, verflochtene und vermischte“ Geschichten, die alle das Schwergewicht auf die Interaktion legen, ohne im Loblied der Einen Welt die Machtasymmetrien zu vergessen. Der Raum

von Weltgeschichte, die räumlichen Einheiten, die in ihrer Interaktion beobachtet werden, können nicht mehr als gegeben begriffen werden, sondern müssen zunächst mühselig in ihrer Erschaffung durch Identifikationsprozesse rekonstruiert werden. Weltgeschichte wird nicht übersichtlicher, auch wenn dieser Traum noch immer Historiker beflügelt, die in zentrierenden Perspektiven sozialisiert worden sind. Grenzziehungen gehören zur Entgrenzung, nicht als Gegenbewegung, sondern als notwendige Markierung von Ansprüchen auf Selbstbehauptung, Selbstbestimmung über die Bedingungen, zu denen Akteursgruppen sich auf die Risiken der Globalisierung einlassen. Diese neue Vorstellung von einer dialektischen Globalgeschichte und Verflechtungen und Autonomiebestrebungen ist in den letzten anderthalb Dekaden aus sehr unterschiedlichen Quellen zusammengetragen und diskutiert worden.

Es ist das Verdienst von *Conrad und Runderia*, in ihrer Einleitung Wichtiges dazu noch einmal skizziert zu haben und mit Texten von *Michel-Rolph Trouillot*, *Anthony Pagden*, *Timothy Mitchell*, *Fernando Coronil*, *Stuart Hall*, *John L. and Jean Comaroff*, *Dipesh Chakrabarty*, *Ann Laura Stoler*, *Sheldon Pollock* sowie *Andreas Eckert* und *Albert Wirz* zu belegen. Nachdem die Literaturwissenschaft heute ohne Edward Said, Homi Babha und Edouard Glissant kaum mehr auskommen zu können glaubt, trägt dieser Reader das Licht nun auch in die Stube der Historiker. Wie notwendig das ist, zeigt ein vergleichender Blick in die jüngst erschienene Flut von Einführungen in die Geschichtswissenschaft und Geschichtstheorie, die noch weitgehend ohne Postkolonialismus auskommen.

Es wäre allerdings schade um die Mühen der Hrsg., wenn ihr Band nur als Lieferant der nötigen Sekundärlitate für modisch hergerichtete, sonst aber konventionelle Texte mißbraucht würde. Der „Kopierschutz“ wäre wirksamer, wenn sie markiert hätten, mit welchen gegenwärtig üblichen Forschungsperspektiven der von ihnen vorgestellte Ansatz nicht oder nur in geringem Maße kompatibel ist.

Matthias Middell

Jeremy Rifkin, Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgehen werden, Campus-Verlag, Frankfurt a. M./New York 2000, 424 S.

Man kann in der Regel davon ausgehen, daß Kernthesen, die ein Buch zu einem Bestseller machen, in der Regel so grob sind, daß sie auch als falsch gelten können, ja daß oft sogar ihre Negation richtiger ist als sie selbst. Ein allgemeiner Grund dafür scheint darin zu liegen, daß das Unglaubliche und Neue interessanter ist als das Wahrscheinliche, die Übertreibung interessanter als die behutsame, besonnene, Abwägung, die Jeremiade interessanter als die Verteidigung partieller Vernunft in sozialen und politischen Kooperationsformen und Institutionen. Andererseits sind allgemeine Maximen und Merksätze oft von der Art, daß sie uns nicht eine in allen Situationen richtige Orientierung geben (wollen und können), sondern implizit immer von uns verlangen, die Gesichtspunkte und Kontexte selbst aufzufinden, in Bezug auf welche sie eine richtungsrichtige Aussage oder Anweisung artikulieren.